

# SOULBANE

Von Marvin Gehrt-Hörster



BUCH EINS

# INHALTSVERZEICHNIS

Die Seelenverse .....	4	Kapitel 15 .....	208
Kapitel 1 .....	9	Kapitel 16 .....	219
Kapitel 2 .....	25	Kapitel 17 .....	233
Kapitel 3 .....	41	Kapitel 18 .....	248
Kapitel 4 .....	56	Kapitel 19 .....	261
Kapitel 5 .....	75	Kapitel 20 .....	276
Kapitel 6 .....	85	Kapitel 21 .....	288
Kapitel 7 .....	100	Kapitel 22 .....	301
Kapitel 8 .....	109	Kapitel 23 .....	332
Kapitel 9 .....	120	Kapitel 24 .....	346
Kapitel 10 .....	134	Kapitel 25 .....	361
Kapitel 11 .....	152	Kapitel 26 .....	377
Kapitel 12 .....	166	Kapitel 27 .....	390
Kapitel 13 .....	185	Epilog .....	400
Kapitel 14 .....	195		

## IMPRESSUM

© 2026 Tiny Tusk Verlag

1. Auflage

© Marvin Gehrt-Hörster – alle Rechte vorbehalten.

Lektorat: Katherina Ushachov

Korrektorat: Alina Schunk (Literally Lektorat)

Umschlag, Illustrationen, Buchsatz & Farbschnitt: Lena Bukatz (bkatz Design)

Druck & Bindung: buecherdrucken24, Polen

Verlag: Tiny Tusk, Martina Mozelt, 1160-AT

ISBN 978-3-903587-04-5

[www.tinytusk.net](http://www.tinytusk.net)

MARVIN  
GEHRT-HÖRSTER

# SOUBANE

IM BANN DES  
FLÜSTERERS

**TINY TUSK**



DIE  
SEELN  
VERSE

# FRAGMENT



*In der Zeit vor der Zeit,  
als Himmel und Erde noch eins waren  
und das Licht sich nicht vom Schatten schied,  
wandelte einer unter den Göttern,  
der Seelen aus Atem formte.  
Er – der Herr des inneren Lichts,  
der Erste, der Leben kannte,  
der Ewige, dessen Stimme das Fleisch erwachen ließ.  
Doch in seinem Herzen wuchs ein Sturm.  
Was er schuf, begann ihn zu erheben,  
über Brüder, über Schwester, über den Schwur.  
Er wollte mehr.  
Er forderte Ewigkeit.  
Er sprach von Thronen, wo keine standen,  
von Kriegen, wo keiner noch Blut vergoss.  
Da fürchteten ihn die anderen.  
Nicht wegen seiner Stärke –  
sondern wegen seines Wahns.  
Und so warfen sie ihn nieder.  
Banden ihn in Ketten,  
verschlossen ihn hinter Hallen aus Erz  
und sprachen seinen Namen nicht mehr.  
Doch nun beb't das Fundament.  
Der Ort seines Sturzes flüstert.  
Der Bann beginnt zu brechen.  
Und er –  
Erwacht.*

# FRAGMENT



*Vier Schlüssel wurden der Welt geschenkt,  
als der Seelenvater fiel,  
geformt aus Flamme, Blut, Klang und Geist –  
Träger der Schwelle,  
Träger der Gefahr.  
Ein jeder ein Tor.  
Ein jeder ein Urteil.  
Eins geöffnet, und die Schatten regen sich.  
Doch alle vier –  
rufen sie ihn heim.  
Der Gott, der das Leben gab,  
der dem Staub Namen flüsterte,  
kehrt heim durch ihre Hände –  
oder wird ewig gebannt.  
Denn die Schlüssel sind nicht gut, nicht böse.  
Sie spiegeln nur die, die sie führen.  
Und es werden Herolde kommen –  
gebrochen an der Welt,  
gespalten vom Licht,  
doch mit Herzen aus Mut.  
Ihnen wird die Wahl gehören.  
Ihnen das Schicksal.  
Nicht den Göttern.  
Nicht den Königen.*

# FRAGMENT



*Wenn der Atem der Welt flach wird,  
und die Sterne sich bewegen wie Tiere im Netz,  
wenn das Blut der alten Wurzeln weint  
und selbst die Zeit zu zittern beginnt –  
dann sind die Ketten schwach.  
Dann lauscht die Leere wieder,  
dann flüstert der Gott,  
den keiner mehr beim Namen ruft.  
Und seine Diener hören es.  
Sie kriechen aus den Rissen,  
tragen Masken aus Lächeln und Versprechen,  
säen Zweifel in die Stille.  
Ein Flüstern wird genügen.  
Ein Schritt in die falsche Richtung.  
Ein Herold im Zögern.  
Und das Siegel wird brechen.*

## Anmerkung aus dem versiegelten Flügel der Bibliothek von Ikara'Ham:

Dies ist der älteste erhaltene Abschnitt der Seelenverse, aufbewahrt im versiegelten Flügel unter Glyphen der Stille.

Die Worte sind von einer fremden Ordnung durchdrungen, als hätten sie sich selbst niedergeschrieben.

Manche Gelehrte glauben, der Text sei mehr Fluch als Weissagung – ein Echo aus jenen Tagen, da die Götter selbst noch sterblich waren.



# KAPITEL 1



Die pechschwarzen Wolken hingen tief über der alten Stadt Rutluk. Sie schienen jeden Funken Licht ersticken zu wollen. Regen peitschte auf verwitterte Dächer und gepflasterte Straßen. Er sammelte sich in Rinnsalen zwischen den Pflastersteinen und trug den Schmutz vergangener Tage in die Gosse. Flackernde Laternen warfen zuckende Schatten auf das nasse Pflaster. Wenn Blitze über den Himmel zuckten, tauchten sie die Stadt für einen Herzschlag in gespenstisches Licht. Dann verschlang die Dunkelheit sie wieder. Der Donner grollte so tief, als wolle er die Fundamente der alten Bauwerke erschüttern.

Die Gassen lagen verlassen da. Nur das Heulen des Windes, das Klappern loser Fensterläden und das unablässige Plätschern des Regens durchbrachen die Stille zwischen den Donnerschlägen.

Rutlucks Bewohner gehörten verschiedenen Völkern an. Doch das harte Leben hatte sie alle gezeichnet. Manche waren groß und muskulös. Aus ihren Schnauzen ragten Hauer; borstig dunkles Fell quoll unter der Kleidung hervor. Andere hatten schmutzverkrustetes, ehemals buntes, nun stumpfes und zerzaustes Gefieder. Ihre Schnäbel waren vernarbt. Die Klauen waren bandagiert – stumme Zeugen vieler Kämpfe ums Überleben. Manche erinnerten an Hunde, die in

Nebengassen nach Abfällen suchten. Sie gingen jedoch aufrecht und schüttelten ihr nasses Fell, während sie durch Pfützen stapften. So unterschiedlich sie waren, eines hatten sie gemeinsam: Sie hasteten durch die engen Gassen, Kapuzen tief ins Gesicht gezogen, den Blick gesenkt, auf der Suche nach Schutz vor dem Unwetter – und voreinander.

Rutluk war von einer finsternen Vergangenheit gezeichnet. Einst ein Zentrum von Macht und Wohlstand, war es nun nur noch ein Schatten seiner selbst. Verfallene Bauwerke säumten die Straßen. Schlaglöcher pflasterten den Weg. Müll türmte sich in den Ecken, als hätte die Stadt jede Hoffnung aufgegeben.

Auch ihre Bewohner spiegelten diese Dunkelheit wider: misstrauisch, verschlossen, gezeichnet vom harten Alltag. Vertrauen war hier selten wie ein klarer Himmel. Geheimnisse waren aber allgegenwärtig – tief verborgen in den Schatten ihrer Seelen. Dort sollte sie niemand finden.

Doch selbst hier pulsierte Leben. In schummrigen Tavernen und zwielichtigen Spelunken fanden sich Gestalten aller Art zusammen: um Geschäfte abzuwickeln, die das Tageslicht scheuten, um Geheimnisse gegen klingende Münze zu tauschen oder um für einen kurzen Moment der harten Realität zu entfliehen, ehe sie sie am nächsten Morgen wieder einholte.

Zavobel schritt durch die regennassen Straßen, unbeeindruckt vom Unwetter, das um ihn herum tobte. Sein zeretzter schwarzer Seidenmantel - einst ein Zeichen seiner Stellung, nun kaum mehr als ein Relikt vergangener Tage - bauchte sich im Wind. Wasser tropfte von der tief ins Gesicht gezogenen Kapuze und durchtränkte sein graues Gefieder, doch er schien es nicht zu bemerken. Seine gelben Augen wanderten wachsam umher, während er das Verhalten der Stadtbewohner beobachtete, die vor dem Sturm flohen und in baufälligen

Häusern Schutz suchten.

Sein vernarbter, langer Schnabel klapperte leicht.

»Pah, bei so einem kleinen Sturm rennen sie davon, als würden sie sich auflösen«, murmelte er spöttisch in den Regen hinein.

Ihre ängstlichen Gesichter und hastigen Schritte amüsierten ihn. Für Zavobel war der Regen nichts weiter als eine Laune der Natur – alltäglich in diesem Teil der Insel und wahrlich nicht das Schlimmste, was ihm in seinen vielen Lebensjahren begegnet war. Er hatte Schlachten gesehen, deren Donner lauter gewesen war als dieser Sturm, und Magie, die den Himmel selbst zum Erzittern gebracht hatte. Als Weltenwächter von Nuldorw hatte er Dinge erlebt, die selbst die kühnsten Geschichtenerzähler nicht zu erfinden wagten.

Unbeeindruckt setzte er seinen Weg fort und legte seine Klauen auf dem glitschigen Pflaster sicher auf, als sei er es gewohnt, auf unsicherem Grund zu wandeln.

Doch plötzlich blieb er stehen, hob den Kopf leicht und drehte den Schnabel zur Seite, als würde er ein unerwartetes Geräusch wahrnehmen, das sich vom gleichmäßigen Prasseln des Sturms unterschied.

*Ich spüre es*, dachte er, schloss langsam die Augen und verharrte einen Moment lang reglos im Regen. Etwas war hier. Ganz nah.

Zavobel ließ seine Sinne durch die Dunkelheit streifen. Er lauschte dem Flüstern im Sturm, das nur jene mit magischer Begabung vernehmen konnten. Seit Tagen suchte er nach der Quelle der fremden Energie, die ihn wie ein Schatten verfolgte.

Sein verletzter rechter Arm begann heftig zu zittern. Er presste seine Klauen fest gegen die Bandagen, während ein dumpfer Schmerz darunter pochte, als würde etwas in seinem Fleisch auf die fremde Präsenz reagieren. Er kniff die Augen zusammen und versuchte, die Quelle der Energie zu greifen, doch sie entglitt ihm wie Rauch zwischen seinen Klauen, verspottete ihn und spielte mit ihm.

Frustration überkam ihn. Was immer es war, es verhöhnte ihn. Zavobel ballte die Klauen zu Fäusten und biss den Schnabel zusammen, bis ihm die Kiefermuskeln schmerzten.

*Ich werde es finden, schwor er sich. Und wenn ich diese ganze verfluchte Stadt auf den Kopf stellen muss.*

Mit einem leisen Knurren ging er weiter und stapfte durch die nassen Straßen. Der Regen peitschte auf ihn herab, rann in kleinen Bächen von seinem Mantel. Doch Zavobel zog den Mantelkragen fester um sich und ignorierte das Nass. Seine Gedanken kreisten um die rätselhafte Energie. Auch die finsternen Geheimnisse, die in Rutluks Schatten lauerten, beschäftigten ihn. Irgendetwas braute sich hier zusammen. Das spürte er mit jeder Faser seines Seins – und es gefiel ihm ganz und gar nicht.

Zavobels Schritte kratzten über den Stein der verwinkelten Gassen. Er ging vorbei an bröckelnden Fassaden, deren Putz in feuchten Schichten herabhing, und an dunklen Ladenschildern, deren Aufschriften längst vom Regen verwaschen waren. Seine Sinne waren geschärft wie eine frisch gewetzte Klinge. Sein Verstand war auf die unsichtbare Spur fokussiert, der er folgte.

Schließlich erreichte er die Taverne Schattentraum, verborgen in einer der finstersten Ecken der Stadt, wo kein Laternenlicht mehr hinreichte. Das Gebäude kauerte zwischen verfallenen Lagerhäusern wie ein Tier, das sich versteckte. Das verwitterte Schild über der Tür zeigte die verblichene Silhouette einer halb von Wolken verdeckten Mondsichel.

Einen Moment zögerte Zavobel und musterte den Eingang mit zusammengekniffenen Augen. Die fremde Energie war hier stärker – pulsierte hinter diesen Mauern wie ein zweiter Herzschlag.

Dann stieß er die schwere Holztür auf.

Der Geruch traf ihn wie ein Schlag: abgestandenes Bier, Schweiß

und der beißende Rauch billigen Pfeifenkrauts. Ein süßlicher Unterton lag darüber. Er verriet, dass hier nicht nur Tabak geraucht wurde. Die Luft war so dick, dass man sie hätte schneiden können.

Drinne herrschte Halbdunkel. Kerzen flackerten auf wackligen Tischen. Sie warfen tanzende Schatten auf rußgeschwärzte Wände und Gesichter. Diese mieden das Licht ebenso sehr wie die Wahrheit. Zwielfichtige Gestalten saßen an fleckigen Tischen. Sie beugten sich über ihre Getränke wie Verschwörer über geheime Pläne. In einer Ecke zuckte ein junger Hehler zusammen, als Zavobels Blick ihn streifte. Hastig wandte er sich ab. An einem anderen Tisch tuschelte eine verschleierte Gestalt mit einem vernarbten Söldner. Dessen Hand war nie weit von seinem Dolch entfernt.

Die Gespräche verstummten beim Eintreten des Fremden. Misstrauische Blicke glitten über Zavobel und tasteten ihn ab. Sie schätzten ein, ob er eine Bedrohung darstellte – oder eine Gelegenheit. Doch er ließ sich nicht beirren und erwiderte jeden Blick mit der stillen Arroganz dessen, der wusste, was er war.

Seine Augen tasteten den Raum ab, suchten nach dem kleinsten Hinweis auf die Präsenz, die ihn hierhergeführt hatte.

Auf den ersten Blick war der Schattentraum nicht anders als andere Kaschemmen Rutlucks. Hier saßen Diebe, Hehler, heruntergekommene Söldner. Sie ertränkten ihren Kummer in billigem Fusel, weil sie sich den Guten nicht leisten konnten oder wollten. Verzweiflung und unterdrückte Gewalt schwelten wie ein Brand unter der Oberfläche. Bald wandten sich alle wieder ihren eigenen Angelegenheiten zu. In Rutluk war Neugier gefährlich. Wer zu viele Fragen stellte, bekam selten Antworten, die ihm gefielen.

Und doch – etwas war anders.

Ein Prickeln kroch Zavobel den Nacken hinauf, ließ die feinen grauen Federn unter seinem Mantel sich sträuben. Die Energie war

noch da, aber schwächer als zuvor, als wolle sie sich verbergen, unsichtbar werden. Er kniff die Augen zusammen und ließ den Blick noch einmal schweifen, diesmal langsamer, aufmerksamer.

Irgendetwas hier stimmt nicht, dachte er. Und ich werde herausfinden, was es ist.

»Hey, Ihr da!«

Die grunzende Stimme riss ihn aus seinen Gedanken.

»Rein oder raus, aber macht die Tür zu! Der Regen versaut mir den Boden!«

Der Wirt wischte einen Bierkrug mit einem schmutzigen Lappen aus. Vermutlich verteilte er mehr Dreck, als er entfernte. Er war ein alter Tuskarr – massig und schweinsgesichtig, mit struppigen Borsten, die aus seinem Kinn hervorragten. Sein Blick war müde und abgestumpft – das Gesicht eines Mannes, der zu lange in zwielichtigen Spelunken gearbeitet hatte. Er hatte zu viel gesehen, um sich noch über irgendetwas zu wundern. Der Schattenraum mochte heruntergekommen sein, doch an der Menge der Gäste gemessen lief das Geschäft offenbar gut genug.

Zavobel schloss die Tür, ohne zu antworten, und ließ den Blick ein letztes Mal durch den Raum gleiten. Dann bahnte er sich den Weg zur Theke. Er wich schwankenden Gestalten aus, die zu betrunken waren, um ihn zu bemerken. Schließlich ließ er sich auf einen wackligen Hocker sinken, dessen Beine bei jeder Bewegung protestierend knarnten.

Mit einem knappen Nicken bedeutete er dem Wirt, ihm einen Drink zu bringen. Vielleicht würde etwas Geduld die Antworten zutage fördern, nach denen er suchte. Die Quelle der Energie war hier, irgendwo in diesem Raum – er musste nur warten.

Der Wirt stellte ihm ein schmutziges Glas hin, gefüllt mit einer bernsteinfarbenen Flüssigkeit, die nach billigem Fusel roch und vermutlich

auch so schmeckte. Das Glas war schmal und hoch, geeignet, um auch als Alanti zu trinken, dessen Schnabel das Kippen erschwerte.

»Einen Federling wie Euch sieht man hier selten«, bemerkte der Wirt und musterte ihn neugierig. »Was treibt Euch her?«

»Ich will nur meine alten Knochen wärmen«, erwiderte Zavobel. »Bin auf der Durchreise.«

»Durchreise?« Der Tuskarr schnaubte ungläubig. »Und da haltet Ihr ausgerechnet in Rutluk? Klingt wenig glaubwürdig, wenn Ihr mir die Bemerkung gestattet.«

»Hört zu, Tuskarr.« Zavobels Stimme wurde kälter. »Ich bin nicht hier, um zu plaudern. Schweigt und lasst mich trinken.«

Der Wirt murmelte etwas Unverständliches und trottete mit einem beleidigten Grunzen davon, um sich anderen Gästen zu widmen, die weniger abweisend waren.

Zavobel starrte auf das Glas vor sich, rührte es jedoch nicht an. Die bernsteinfarbene Flüssigkeit spiegelte das flackernde Kerzenlicht, doch seine Gedanken waren weit entfernt von billigem Schnaps. Sie kreisten noch immer um die fremde Energie, die ihn in den Schattentraum geführt hatte, und um die Frage, warum sie sich plötzlich so schwer aufspüren ließ.

Karlin würde wissen, was zu tun ist, dachte er unwillkürlich. Die Waldkönigin hatte ihm schon oft mit Rat zur Seite gestanden, doch die Verbindung zu ihr war seit Tagen unterbrochen – gekappt, als hätte jemand ein unsichtbares Band durchtrennt. Und das beunruhigte ihn mehr, als er zugeben wollte.

Plötzlich spürte Zavobel eine Präsenz neben sich, so nah, dass er den Luftzug der Bewegung wahrnahm.

Ein Wesen, das er noch nie zuvor gesehen hatte, ließ sich auf den Hocker neben ihm sinken. Es war humanoid und von kräftiger Statur, mit braunem Fell, das im schummrigen Licht der Taverne

matt schimmerte. Das Auffälligste waren die nach hinten gebogenen Hörner, die aus seinem Schädel ragten – lang, majestätisch, wild wie die eines uralten Bergtieres. Eines davon war zur Hälfte abgebrochen; die gezackte Bruchstelle blitzte hell im Kontrast zum dunklen Horn, wie eine alte Wunde, die nie richtig verheilt war. Doch es war kein Makel – es war ein warnendes Zeichen, das von überstandenen Kämpfen und von einem Wesen sprach, das trotz solcher Verletzungen noch lebte.

Ein moschusartiger Geruch ging von der Kreatur aus, fremd und schwer, vermischt mit etwas anderem, das Zavobels Nackenfedern sich noch weiter sträuben ließ. Es roch nach Magie – aber nicht nach einer Art, die er kannte.

Das Wesen musterte ihn mit durchdringenden grauen Augen, in denen etwas Uraltes und Wissendes lag. Sein Blick glitt zu Zavobels rechtem Arm, verweilte dort einen Moment zu lange, und ein wissendes Lächeln zuckte über seine Lippen – das Lächeln eines Raubtiers, das seine Beute bereits umzingelte.

»Sieht aus, als hättet Ihr da eine interessante Verletzung«, sagte es. Die Stimme war rau wie Sandpapier, das über Stein gezogen wird.

Zavobel erstarrte.

Wie konnte es von der Verletzung wissen? Die Bandagen verdeckten alles – die schwarzen Adern, die sich wie ein krankes Spinnennetz unter seiner Haut ausbreiteten, die kahlen Stellen zwischen den Federn, wo das Gefieder ausgefallen war wie die Blätter eines sterbenden Baumes. Das waren die Zeichen der Krankheit, die seinen Arm heimsuchte, und niemand außer ihm selbst hatte sie je gesehen.

Unwillkürlich sträubten sich seine Federn, und er zog den Arm an sich, als könnte er ihn so vor den Blicken des Fremden verbergen.

»Ich weiß nicht, wovon Ihr sprecht«, knurrte er.

Doch das Hornwesen ließ sich nicht beirren. Es beugte sich näher, so nah, dass Zavobel seinen heißen Atem auf dem Gesicht spürte – ein

Hauch wie aus einem Schmelzofen, unnatürlich warm.

»Oh, Ihr wisst genau, was ich meine, Zavobel«, flüsterte es, und sein Name in diesem fremden Mund klang wie ein Fluch. »Das ist keine gewöhnliche Krankheit. Es ist eine Warnung. Und Ihr kennt den Absender.«

Zavobel zuckte zusammen, als hätte man ihm einen Dolch zwischen die Rippen gestoßen.

*Es kennt meinen Namen.*

Ein kalter Schauer lief ihm trotz der stickigen Wärme der Taverne über den Rücken. Niemand hier sollte wissen, wer er war. Er hatte darauf geachtet, keine Spuren zu hinterlassen, und sich unter die zahllosen Reisenden gemischt, die täglich durch Rutluk strömten.

Hatte er womöglich mehr gefunden, als er gesucht hatte?

Er starrte das Wesen an, und Wut begann in ihm zu brodeln, vermischt mit einem Misstrauen, das so tief saß wie seine ältesten Instinkte.

»Ihr wisst mehr, als Ihr preisgebt, Fremder!«, knurrte er und bemerkte, wie einige Gäste an den Nebentischen die Köpfe hoben. »Euretwegen bin ich hier. Ich habe Euch gespürt – seit Ihr aufgetaucht seid, seit Tagen schon. Redet! Wer seid Ihr?«

Das Wesen lehnte sich zurück und lachte – ein tiefes, dröhnendes Lachen, das durch den Raum hallte wie der Nachhall eines fernen Donners. Gespräche verstummten. Köpfe wandten sich ihnen zu, und misstrauische Blicke richteten sich auf die beiden am Tresen.

»Ihr habt keine Ahnung, mit wem Ihr es zu tun habt, Zavobel«, spottete das Hornwesen, nachdem sein Lachen verebbt war. »Ihr mögt ein mächtiger Zauberer sein – vielleicht sogar der mächtigste, den Nuldorw je gesehen hat. Aber Ihr seid nicht der Einzige, der Magie beherrscht.«

Zavobels Zorn loderte auf wie eine Flamme, die neues Brennholz findet. Schon lange hatte er gehnt, dass jemand in seine Kräfte eingriff und

unsichtbare Hände an den Fäden seines Schicksals zog. Und nun saß dieses grinsende Hornwesen vor ihm und genoss sein Wissen wie ein kostbares Spielzeug.

»Ihr wart es also«, zischte er, und seine Augen verengten sich zu schmalen Schlitzen. »Ihr habt meine Verbindung gekappt. Mich von meiner Kontaktperson getrennt.« Das Bild der Waldkönigin blitzte kurz in seinen Gedanken auf, doch er verdrängte es sofort wieder. »Warum?«

Das Wesen entblößte eine Reihe spitzer Zähne in einem Grinsen, das nichts Freundliches an sich hatte.

»Das war nur der Anfang, alter Federling. Ein kleiner Zug in einem viel größeren Spiel, dessen Brett Ihr nicht einmal seht. Ihr habt keine Vorstellung, welche Mächte hier erwachen – Mächte, die schon schliefen, als Eure Vorfahren noch das Fliegen beherrschten.«

Zavobel biss den Schnabel zusammen, so fest, dass seine Kiefermuskeln protestierten. Seine Federn sträubten sich vor unterdrückter Wut, doch er zwang sich zur Ruhe. Er durfte jetzt keinen Fehler machen. Nicht hier, nicht so.

Doch die Worte des Hornwesens hatten etwas in ihm geweckt – eine dunkle Vorahnung, die sich wie eisiges Wasser in seinen Eingeweiden ausbreitete. Die Gewissheit, dass er einer Macht gegenüberstand, die sein Verständnis überstieg, dass hier Kräfte am Werk waren, von denen er trotz all seiner Jahre und all seiner Macht nichts wusste.

»Ihr mögt mächtig sein«, sagte er schließlich, und seine Stimme war so eisig wie ein Winternachtwind. »Aber unterschätzt mich nicht. Ich werde herausfinden, was hier vor sich geht. Und wenn Ihr dahintersteckt – werdet Ihr dafür zahlen.«

Das Wesen beugte sich vor, bis sein Gesicht nur noch einen Zentimeter von Zavobels entfernt war. Der moschusartige Geruch wurde stärker, vermischt mit etwas Fauligem, das an offene Gräber erinnerte.

»Ihr begreift es immer noch nicht, oder?«, flüsterte es mit höhnischem Grinsen, und seine grauen Augen schienen im Halbdunkel zu glühen. »Ihr seid dem Tode geweiht, Zavobel. Es wird Euch verzehren – langsam, qualvoll, Faser für Faser, Feder für Feder. Und Ihr könnt nichts dagegen tun. Gar nichts.«

Zavobels Augen weiteten sich. Die Worte sickerten in sein Bewusstsein wie Gift, das sich durch seine Adern fraß. Hilflosigkeit überkam ihn – ein Gefühl, das ihm so fremd war wie Furcht vor dem Dunkeln. Wut wallte auf, doch darunter lag ein kalter Hauch von Angst, der sich nicht leugnen ließ.

Was, wenn es stimmte?

Doch er würde nicht kampflos aufgeben. Nicht nach all den Jahren. Nicht nach allem, was er durchgestanden hatte.

Knurrend begann Zavobel, die Silben eines Zaubers zu murmeln – alte Worte in einer Sprache, die älter war als Rutluk selbst. Magie stieg in ihm auf, sammelte sich in seiner Brust, kribbelte in seinen Klauen wie tausende kleiner Blitze, bereit, entfesselt zu werden.

Da hob das Hornwesen die Hand – lässig, fast gelangweilt, als würde es eine lästige Fliege verscheuchen.

Ein unsichtbarer Schlag durchfuhr Zavobels verletzten Arm.

Der Schmerz war unbeschreiblich – scharf und lähmend, als würde jemand einen glühenden Eisenstab durch seinen Arm rammen. Er durchzuckte ihn vom Handgelenk bis zur Schulter, ließ jeden Muskel verkrampfen, jeden Nerv aufschreien. Die Magie, die er gesammelt hatte, verpuffte wie Rauch im Wind. Der Zauber, der sich auf seinem Schnabel geformt hatte, brach zusammen, zerbröselte zu bedeutungslosen Silben.

Ungläubig starrte Zavobel auf seine bandagierten Klauen, die plötzlich taub und nutzlos schienen.

Was war das? Seine eigene Magie, gegen ihn gewandt. Sein eigener

Körper, zum Verräter geworden.

Das Hornwesen lachte – spöttisch und grausam, ein Lachen wie Hohn aus einer anderen Welt, einer dunkleren Welt, die keine Gnade kannte.

»Ihr seid schwach, alter Mann«, höhnte es. »Nur eine Figur in einem Spiel, dessen Regeln Ihr nicht einmal kennt. Eure Zeit ist vorbei.«

Etwas in Zavobel zerbrach in diesem Moment – vielleicht sein Stolz, vielleicht die letzte Illusion seiner Unbesiegbarkeit. Mit einem zornigen Aufschrei, der mehr Verzweiflung enthielt, als er wahrhaben wollte, sprang er auf, packte das Hornwesen am Kragen seines groben Gewandes und zog es dicht an sich heran.

»Ich zeige Euch, was Schwäche ist«, fauchte er und holte mit der Klaue aus, bereit zuzuschlagen.

»Hey, Ihr da!«

Der Ruf des Wirts riss durch die Spannung wie ein Peitschenknall. Der alte Tuskarr stampfte heran, das Gesicht eine Maske des Zorns, einen schweren Knüppel in der Hand.

»In meinem Laden wird nicht gekämpft!«, polterte er. »Raus mit Euch, alter Federling! Sofort!«

Zavobel zögerte. Seine klauenbewehrte Hand war noch erhoben, die Muskeln zum Schlag gespannt. Doch dann wurde ihm bewusst, dass alle Blicke auf ihm ruhten – misstrauisch, feindselig, bereit einzugreifen, wenn er nicht gehorchte.

Langsam ließ er das Hornwesen los und trat einen Schritt zurück.

»Das ist noch nicht vorbei«, zischte er, jedes Wort ein Versprechen. »Bei allen Göttern, das ist noch nicht vorbei.«

Dann wandte er sich ab und ging zur Tür.

Der Fremde saß noch immer auf seinem Hocker, das höhnische Grinsen unverändert auf dem Gesicht. Er beobachtete, wie Zavobel die

Taverne verließ, und hob sein Glas zu einem stummen Toast.

Draußen schlug Zavobel der Regen entgegen wie ein kalter Willkommensgruß. Das Wasser durchnässte sein Gefieder in Sekunden, doch er spürte es kaum. Bitterkeit lag auf seiner Zunge, schärfer als jeder Schnaps.

Die Begegnung hatte ihn erschüttert – tiefer, als er zugeben wollte. Tiefer, als er es je für möglich gehalten hätte. Fragen brannten in ihm wie offene Wunden, doch Antworten blieben aus. Wut kochte in seinem Inneren, vermischt mit einer hilflosen Angst, die ihm so fremd war wie Mitgefühl einem Henker.

Er bog in eine schmale Gasse, fort von den Blicken der anderen, fort von den Fenstern, hinter denen neugierige Augen lauern mochten. Seine Schritte führten ihn tiefer ins Labyrinth aus verfallenen Gebäuden, bis er schließlich Zuflucht in einem abgelegenen Hinterhof fand. Hohe Mauern umgaben ihn von allen Seiten, bröckelnd und beemooste, aber hoch genug, um ihn vor neugierigen Blicken zu schützen.

Endlich war er allein.

Doch kaum hatte er den Ort betreten, durchzuckte ihn erneut der stechende Schmerz. Schlimmer als zuvor. Er stöhnte auf, krümmte sich zusammen und griff instinktiv nach seinem rechten Arm, als könnte er den Schmerz so festhalten, ihn daran zu hindern, sich weiter auszubreiten.

Mit zitternden Fingern begann er, die Bandagen zu lösen. Schicht um Schicht fiel zu Boden, durchnässter Stoff, der im Regen sofort dunkler wurde. Und dann sah er es.

Kahle Stellen, wo einst sein graues Gefieder gewachsen war. Schwarze Adern, die sich wie ein krankes Netz über die Haut zogen, pulsierend in einem Rhythmus, der nicht seinem Herzschlag entsprach. Sie schienen zu leben, sich zu bewegen, sich mit jedem Pulsieren tiefer in sein Fleisch zu graben.

Zavobel erstarrte.

Die Krankheit hatte sich ausgebreitet – weit über das hinaus, was er befürchtet hatte. Sie reichte nun bis zur Schulter hinauf, und die befallene Haut vibrierte leicht, als hätte sie ein eigenes, hungriges Bewusstsein entwickelt. Ein schwacher Verwesungsgeruch stieg auf, obwohl sein Fleisch noch lebte.

Langsam sank er auf die Knie, ungeachtet der Pfützen, die sich auf dem unebenen Boden gesammelt hatten. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er auf das, was ihn von innen heraus zu verzehren drohte.

*Es wird Euch verzehren, langsam und qualvoll ...*

Die Worte des Hornwesens hallten in ihm nach, jedes Einzelne wie ein Hammerschlag.

War dies das Ende? Nach all den Jahren, nach all den Schlachten, nach allem, was er für Nuldorw getan hatte – sollte er so enden? Kriechend in einem vergessenen Hinterhof einer vergessenen Stadt, während eine Krankheit seinen Körper fraß wie Würmer ein Aas?

Zavobel ballte die Fäuste so fest, dass seine Krallen sich in die eigenen Handflächen gruben. Sein Herz hämmerte gegen seine Rippen wie ein gefangenes Tier.

*Nein.*

Der Gedanke durchbrach die Dunkelheit in seinem Geist wie ein Blitz den Nachthimmel.

Noch nicht. Noch war es nicht vorbei.

Er war ein Zauberer. Nicht irgendeiner – er war der mächtigste Zauberer, den Nuldorw in Generationen hervorgebracht hatte. Er war der Weltenwächter, der schon Bedrohungen abgewandt hatte, gegen die diese Krankheit wie ein Schnupfen wirken sollte.

Er würde nicht aufgeben. Nicht so. Nicht jetzt.

Entschlossen wickelte Zavobel die nassen Bandagen wieder um seinen Arm, Schicht um Schicht, bis die schwarzen Adern und die

kahlen Stellen unter dem Stoff verschwanden. Die Zeichen der Krankheit waren verborgen – fürs Erste, für die Augen der anderen. Doch er wusste, dass sie da waren, dass sie warteten, dass sie sich mit jedem Herzschlag ausbreiteten.

Er würde Antworten finden. Er würde dieses Hornwesen zur Rede stellen. Er würde herausfinden, was hier vor sich ging und wie er es aufhalten konnte.

Mit zusammengebissenem Schnabel erhob sich Zavobel und verließ den Hinterhof. Der Regen hatte nachgelassen, war zu einem feinen Niesel geworden, der die Stadt in grauen Dunst hüllte. Seine Schritte führten ihn zielstrebig zurück zur Taverne Schattentraum.

Das Hornwesen musste mehr wissen. Vielleicht hatte es in seinem Übermut etwas verraten – eine Spur, einen Namen, irgendetwas, das er nutzen konnte.

Vor dem Eingang verharrte Zavobel im Schatten einer Hausecke und wartete. Minuten verstrichen wie Stunden. Gäste kamen und gingen – wankende Gestalten, die nach Hause taumelten, neue Ankömmlinge, die Zuflucht vor dem Regen suchten. Doch das Hornwesen erschien nicht.

Unruhig trat er schließlich näher und stieß die Tür auf. Sein Blick glitt durch den dunklen Raum, suchte, forschte, tastete jeden Winkel ab.

Nichts.

»Habe ich Euch nicht herausgeworfen?«, grunzte der Wirt, kaum dass er ihn erkannte.

Missbilligende Blicke folgten Zavobel von allen Seiten.

»Verschwindet endlich! Wir wollen keinen Ärger!«

Er ignorierte sie alle.

»Wo ist es hin?«, fuhr er den Wirt an, die Stimme rau vor Wut und Frustration. »Das Hornwesen – mit dem ich geredet habe. Wo ist es?«

Der Wirt zuckte mit den massigen Schultern, unbeeindruckt von Zavobels Tonfall.

»Hat seine Zeche bezahlt und ist gegangen. Kurz nachdem Ihr rausgestürmt seid. Hat nicht gesagt, wohin.« Ein böses Grinsen stahl sich auf sein Gesicht. »Und jetzt raus hier – Federling! Bevor ich mir andere Methoden einfallen lasse.«

Zavobel fluchte leise vor sich hin. Sein Blick huschte noch einmal durch den Raum, suchte nach irgendeinem Zeichen, irgendeinem Hinweis – einem markanten Geruch oder einem vergessenen Gegenstand.

Nichts. Als wäre das Hornwesen nie hier gewesen. Als hätte er sich alles nur eingebildet.

Doch der Schmerz in seinem Arm erinnerte ihn daran, dass es real gewesen war. Viel zu real.

Dann drehte er sich um und verließ die Taverne zum zweiten Mal an diesem Abend.

Draußen stand er im Nieselregen und starrte in die leeren Gassen.

Mehr Fragen als Antworten. Die Krankheit. Das Hornwesen. Die Kräfte im Verborgenen, die an den Fäden seines Lebens zerrten. Alles war nur noch rätselhafter geworden, ein Knäuel aus Geheimnissen, das sich mit jedem Versuch, es zu entwirren, nur fester zuzog.

Doch eines stand fest, so sicher wie der Donner nach dem Blitz.

Er würde nicht ruhen, bis er die Wahrheit kannte.

Koste es, was es wolle.

# KAPITEL 2



Träge erhob sich die Sonne über dem Brachland von Ragnor und tauchte die karge Landschaft in fahlgelbes Licht. Der Boden war rissig, die Luft schwer. Eine dünne Frostschrift verdampfte im ersten Licht, stieg als Nebel auf und verschwand, ehe sie die Höhe eines Tuskarr erreichte. Kein Laut störte die Stille, kein Wind brachte Erleichterung – nur die Hitze brannte auf der toten Erde.

In der Ferne ragten scharfkantige Felsen eines Gebirgszugs in den wolkenlosen Himmel. Ihre Spitzen wirkten wie die Zähne eines schlafenden Ungeheuers – starr, drohend, bereit, zuzubeißen. Das Land lag ausgestorben, dem endlosen Kreislauf von Verfall und Tod ausgeliefert, als hätte selbst die Zeit diesen Ort vergessen.

Doch mitten in dieser trostlosen Ödnis stand eine einzelne Pflanze: die Sauerblume.

Ihre Blüten leuchteten in giftigem Violett, von betörender Schönheit – ein gefährliches Versprechen für jeden, der töricht genug war, ihr zu nahezukommen. Doch die gezackten, schimmernden Blätter erinnerten an Verwesung, grünlich und scharf wie die Klingen eines Meuchelmörders. Legendär war ihr Gift: Schon ein einziges Blatt konnte einen ausgewachsenen Tuskarr töten, ihn unter Krämpfen

zu Boden werfen und in qualvollem Ringen verenden lassen. Immer wieder wagten sich dennoch Narren aus Unwissenheit oder Verzweiflung an sie heran. Der Preis blieb stets derselbe.

Die Sauerblume öffnete ihre Blüten wie hungrige Mäuler, gierig nach neuen Opfern. Ihre lebendige Farbe und Form lockten Lebewesen an, fast als wolle sie ihnen Schönheit vormachen, während sie in Wahrheit nur nach Beute suchte. Sie war Königin dieser Einöde, grausam, schön und ohne Gnade – ein Sinnbild für Ragnor selbst, das seine Bewohner ebenso anzieht wie vernichtet.

Verlockend und tödlich.

Ragnor war karg und lebensfeindlich, und doch barg es einen Schatz, der seinesgleichen suchte: Schwarzeisen. Tiefschwarz, härter als gewöhnlicher Stahl und dennoch erstaunlich formbar, war es das begehrteste Metall der bekannten Welt. Nirgendwo aber wurde es so meisterhaft verarbeitet wie von den Tuskarr im Westen Ragnors.

Diese schweinsähnlichen Kolosse bewegten sich auf zwei Beinen und waren von borstig-schimmerndem Fell bedeckt, das in Braun- und Grautönen wechselte. Gewaltige Hauer ragten aus ihren breiten Schnauzen; tief liegende Augen glommen wachsam in massiven Schädeln. Ihre Muskeln spannten sich unter schwerer Haut, geballte Kraft – geboren für Kampf und Schmiedekunst zugleich.

In den dampfenden Hallen der Stadt Gorn hallten Hämmer auf Ambosse; ein rhythmisches Donnern füllte die Luft. Schmiedefeuere warfen zuckendes, orangerotes Licht in die Steingassen. Glühende Klingen zischten, das Dröhnen des Metalls erschütterte die Mauern. Schwer lag der Geruch von Rauch und heißem Eisen in der Luft, vermischt mit dem Schweiß harter Arbeit.

Über sie herrschte König Blutaugen – gefürchtet, geachtet, unbarmherzig.

Er war größer und breiter als selbst seine stärksten Krieger, ein Berg

aus Muskeln und Narben. Sein Leib war von zahllosen Malen überzogen, stumme Zeugen der Schlachten, die er überlebt hatte. Die Auffälligste war eine klaffende, leere Höhle, wo einst sein rechtes Auge gewesen war – ein Opfer im Kampf gegen die Dämonen, die vor langer Zeit Ragnor heimgesucht hatten.

Blutauge trug keine Klappe über der Wunde, kannte keine Scham. Nur rohes, verschorftes Fleisch starrte seine Feinde an und ließ sie erschauern. Sein verbliebenes Auge glühte in tiefem Rot, als würde das Feuer der Schmiede selbst darin brennen.

Das Gesicht des Königs rahmte ein langer, silbergrauer Ziegenbart bis zur Brust. Auch das graue Haar, zu einem wilden Zopf geflochten, fiel über seinen Rücken. Blutauges Züge wirkten kantig, von Entbehrung und Kampf gezeichnet; in seinen Augen lauerte der Hunger eines Raubtiers.

An seiner Seite hing stets der Mondschrächter – ein Kriegshammer, so legendär wie sein Träger.

Geschmiedet aus reinem Schwarzeisen und verziert mit kunstvollen Gravuren, die von den großen Schlachten der Vergangenheit erzählten, war die Waffe ein Meisterstück der Tuskarr-Schmiedekunst. Der Schaft bestand aus hartem Eichenholz, lederumwickelt für festen Halt selbst in den blutigsten Kämpfen.

Doch das Herz des Hammers war der massive, runenbedeckte Kopf – ein kantiger Block aus reinem Schwarzeisen, in dessen Zentrum ein tiefgrüner Smaragd thronte. Der Stein funkelte bei Sonnen- und Mondlicht gleichermaßen, und man sagte, er verleihe seinem Träger übernatürliche Kraft. Blutauge wusste es besser. Er spürte es jedes Mal, wenn seine Pranke den Schaft umschloss: Pulsieren, Flüstern uralter Macht durch seine Adern, das seinen Arm zum Werkzeug der Vernichtung machte.

Mit dem Mondschrächter in der Hand wurde Blutauge zum

Sturm selbst. Er schwang ihn, als wäre er Teil seines Körpers – tödlich, präzise, mit vernichtender Gewalt. Es hieß, ein einziger Hieb reichte, um einen Ochsen zu zermalmen.

Blutauge stand vor dem großen Wandteppich in seiner Halle, einem gewaltigen Kunstwerk, das die großen Schlachten der Tuskarr darstellte. Krieger kämpften gegen Dämonen, Helden fielen und erhoben sich, Könige führten ihr Volk zum Sieg. Doch er sah nicht die kunstvollen Fäden des Teppichs, sondern die Bilder der echten Vergangenheit, die vor seinem inneren Auge lebendig wurden.

Damals, im großen Krieg gegen die Dämonen, hatte König Prasa das Heer der Tuskarr angeführt. Die Dämonen waren aus den Spalten der Welt gequollen, hatten alles auf ihrem Weg verschlungen und ihre Klauen tief in den Leib der Erde gegraben. Es hätte ein Krieg sein müssen, der alle Völker Ragnors vereint hätte.

Doch die Hylar waren fortgeblieben.

Feige Hyänen. Dreckig und schmierig. Sie hatten ihre lumpigen Hütten nicht verlassen und sich versteckt, während Tuskarr-Blut den Boden tränkte. Sie hatten gewartet, wer obsiegen würde.

Blutauge schloss das Auge, und die Erinnerung überkam ihn mit aller Gewalt.

Er sah Prasa vor sich, umringt von Dämonen, den Kriegshammer in beiden Pranken. Dann war der Höllenfürst aus den Flammen getreten, ein Gigant aus Feuer und Schatten, ein Schwert aus reinem Hölleneis in seiner Klaue. Prasa hatte gekämpft wie ein Gott, doch gegen dieses Wesen war selbst er nur sterblich gewesen. Das Flammenschwert hatte sich durch seine Brust gebohrt und ihn aufgespießt wie ein Stück Fleisch. Blutauge hatte geschrien, war auf den Dämon zugestürmt und ihm das Auge genommen – aber es war zu spät gewesen. Prasa war gefallen, sein Körper von innen heraus verbrannt, sein letzter Blick auf Blutauge gerichtet.

Blutauges Nacken spannte sich. Die Kiefer mahlten, bis die Hauer knirschten. Seine Hand krampfte sich um den Mondschrächter, und er spürte das vertraute Pulsieren, das ihm Stärke verlieh.

König Prasa war gefallen, von den Klauen eines Höllenwesens zerrissen. Aber das wahre Monster war nicht nur das, das ihn getötet hatte. Es waren auch diejenigen, die ihn im Stich gelassen hatten.

Die Hylar.

Blutauge spuckte aus. Sie waren ein Krebsgeschwür, das sich in Ragnor festgefressen hatte. Und er würde es herausreißen.

Sein Blick löste sich vom Wandteppich. Neben ihm stand sein Berater Kânka, der mit ruhiger Stimme von den jüngsten Entwicklungen im Reich berichtete.

Kânka war hager, sein borstiges Fell silbrig im Fackelschein. Nicht Muskelkraft zeichnete ihn aus, sondern Scharfsinn und diplomatisches Gespür. Eine schlichte, dunkelblaue Robe umhüllte seine schmale Gestalt, das Gewand eines Gelehrten unter Kriegern.

»Die Vorräte an Schwarzeisen sind stabil, mein König«, sagte er mit fester Stimme. »Die Minen laufen effizient. Unsere Schmiede kommen kaum nach mit der Nachfrage. Das Reich floriert unter Eurer Führung.«

Blutauge nickte knapp, und ein seltenes Lächeln spielte um seine Lippen.

»Doch die Ernte war schlecht«, fuhr Kânka fort, seine Stimme nun bedächtiger. »Wir können kaum noch vom eigenen Land leben. Ohne Handel droht Hunger.«

Bevor der König antworten konnte, rissen die Eichentüren auf. Hauptmann Barba stürmte herein, das Gesicht angespannt, rußverschmiert, voller Zorn. Barba war fast so gewaltig wie Blutauge. Narben zogen sich über seine Arme, sein Fell war versengt, seine Rüstung zerbeult – er kam direkt aus dem Gefecht.

»Mein König!«, rief er, und seine Stimme hallte durch die Halle. »Die Hylar haben die östliche Mine angegriffen – aus dem Hinterhalt! Dutzende, mit Äxten und Keulen bewaffnet. Unsere Wachen wurden überrannt. Viele sind tot.«

Blutauge fuhr herum, seine Miene verfinsterte sich wie ein aufziehendes Gewitter.

»Wie konnten sie es wagen?«, knurrte er, die Stimme tief und bedrohlich. »Dreckige Diebe! Dafür werden sie bluten!«

Kânka trat einen Schritt näher, die Stirn gerunzelt, der Verstand bereits am Arbeiten.

»Das ergibt keinen Sinn«, murmelte er. »Die Hylar wissen, dass sie uns militärisch unterlegen sind. Warum ein offener Angriff? Da steckt mehr dahinter.«

Blutauges Fäuste bebten, sein Blick glühte vor kaum gezügelter Wut.

»Diese elenden Hylar!«, fauchte er. »Ungeziefer, das sich in die Ritzen unseres Reiches frisst. Aber diesmal sind sie zu weit gegangen. Ich will wissen, was dieser Gurg plant!«

Gurg – der Anführer der Hylar. Verschlagen, taktisch, gefährlich. Bisher hatte er sich nie getraut, offen anzugreifen. Doch jetzt hatte sich etwas geändert, und Blutauge wollte wissen, was.

»Hauptmann Barba!«, bellte er. »Dieser Angriff war einer zu viel. Stellt Eure besten Männer zusammen. Wir statten den Hylar einen Besuch ab.«

Kânka hob beschwichtigend die Hände.

»Wir sollten einen Krieg vermeiden, mein König.«

Langsam wandte sich Blutauge ihm zu. Sein Blick war ein glühender Schlitz, die Nackenmuskeln angespannt wie Stahlseile.

»Ach ja? Sollten wir?«

Er trat näher, und Kânka hielt dem Blick stand, obwohl sich sein borstiges Fell aufstellte.

»Ein Krieg kostet, mein König«, sagte der Berater mit fester Stimme. »Schwarzeisen haben wir, aber die Ernten sind schlecht. Wenn wir einen Krieg führen wollen, müssen wir sicher sein, dass wir ihn auch führen können.«

Ein kehliges Knurren vibrierte in Blutauges Brust. Dann griff er blitzschnell nach einer vergoldeten Metallschale auf dem Tisch und schleuderte sie durch den Saal. Mit ohrenbetäubendem Knall prallte sie von der Wand ab und rollte scheppernd über den Steinboden.

»Kann ich mir diesen Krieg leisten?«, fragte er, die Stimme nur ein Flüstern, und doch hallte es wie Donner durch den Raum.

Kânka presste die Lippen zusammen und schwieg.

Blutauge trat noch näher. Sein Atem war heiß, sein Schatten fiel über den Berater wie das Versprechen des Todes.

»Die Hylar sind ein Dorn in unserem Fleisch«, knurrte er. »Und ich werde ihn herausreißen. Wenn du mir noch einmal mit Vorsicht kommst, suche ich mir einen Berater, der weiß, was es heißt, ein Krieger zu sein.«

Ein Zittern huschte über Kânkas Gesicht. Dann senkte er den Blick.

»Ja, mein König.«

Blutauge lächelte kalt und triumphierend.

Er wandte sich an Barba und lachte, hart und trocken wie das Land, das er beherrschte.

»Sie sind Parasiten, Barba. Sie nisten sich ein, warten, bis wir schwach sind, und dann schlagen sie zu. Wir hätten sie längst ausrotten sollen. Aber Prasa glaubte an Verträge. An Ehre.«

Er drehte sich um, und sein rotes Auge flackerte im Fackelschein wie die Glut eines Schmiedefeuers.

Barba nickte grimmig.

»Dann gebt mir das Wort, mein König. Ich brauche nur einen Befehl.«

Blutauge sog die Luft scharf ein.

»Noch nicht. Noch muss es sauber aussehen. Kein Kleinkrieg. Ich will einen Grund – einen, den sogar die Zauderer nicht leugnen können.«

Ein breites Grinsen breitete sich auf Barbas Gesicht aus.

Blutauge zupfte an seinem Bart, halb lächelnd, halb nachdenklich.

»Ich will ihre Dörfer brennen sehen. Ihre Knochen unter meinem Hammer zermalmen.«

Barba stand bereit, grimmig und entschlossen, die Hand schon beinahe an der Waffe.

Doch Kânka bewegte sich nicht. Er stand still und beobachtete, sein scharfer Verstand bereits bei der Arbeit.

Als Blutauge seinen Blick spürte, blieb er stehen. Kânka sprach mit ruhiger Stimme:

»Mein König – Krieg ist unvermeidlich. Daran zweifle ich nicht.«

Blutauge blinzelte überrascht.

»Und doch zweifelst du daran, ob es das Richtige ist?«

»Nicht ob, sondern wann«, sagte Kânka. »Ein Krieg muss mit Bedacht geführt werden – nicht aus blinder Wut.«

Der König bleckte die Hauer.

»Vorsicht ist eine Tugend für Schwache.«

»Vorsicht ist eine Waffe für jene, die lange genug leben wollen, um ihren Feind vollständig zu vernichten.«

Die Worte blieben einen Moment in der Luft stehen. Blutauges Stirn zuckte; ein Nerv war getroffen.

»Sprich Klartext.«

»Die Hylar wissen, dass wir sie zerschmettern können«, sagte Kânka und trat einen Schritt näher; seine Stimme wurde eindringlich. »Warum also provozieren sie uns? Warum jetzt? Vielleicht haben sie sich selbst überschätzt – oder jemand hat sie angestachelt.«

Blutauge knirschte mit den Zähnen. Alles in ihm schrie nach Krieg, nach Vergeltung, nach dem Knirschen von Knochen unter seinem Hammer. Doch ein Krieger, der alt geworden war, kannte auch das Innehalten.

»Wir können sie immer noch vernichten«, fuhr Kânka fort. »Aber wenn wir jetzt zuschlagen, blind, ohne zu wissen, warum – tappen wir vielleicht in eine Falle. Was, wenn sie Verbündete haben? Was, wenn wir benutzt werden?«

Blutauges Auge verengte sich, aber er schwieg.

»Schickt einen Boten«, sagte Kânka. »Nicht um Frieden zu schließen – sondern um sie zu lesen. Lasst uns erkennen, was sie verbergen. Und dann schlagen wir zu, mit aller Macht.«

Ein Knurren vibrierte in Blutauges Kehle. Dann glitt sein Blick zu Barba.

»Ein Bote also.«

Er hob den Mondschlächter und betrachtete die Runen, die im Fackelschein zu glühen schienen. Das vertraute Pulsieren durchströmte seinen Arm.

»Gut. Aber er geht nicht allein. Zwei Krieger begleiten ihn. Wenn sie es wagen, unsere Männer zu töten – dann haben wir unseren Grund.«

Er sah Barba an.

»Wählt jemanden aus Eurer Truppe. Einen ohne Furcht. Einen, der einen Hylar köpfen kann, wenn es sein muss.«

Barba grinste breit.

»Jawohl, mein König.«

Blutauge ließ sich zurück in seinen Thron sinken.

»Dann schickt ihn los. Und sorgt dafür, dass Gurg versteht – dies ist seine letzte Chance.«

Hauptmann Barba nickte grimmig und verließ die Halle mit

schnellen Schritten. Sein Umhang flatterte hinter ihm her, als er durch die engen Gassen von Gorn eilte, ein Labyrinth aus Stein und Schatten, das er kannte wie seine eigene Pranke.

Die Bewohner grüßten ihn ehrfürchtig, wenn er vorbeikam.

»Hauptmann Barba, mögen die Götter mit Euch sein.«

Er erwiderte die Rufe nur mit einem knappen Nicken. Keine Zeit für Höflichkeiten.

Dann hörte er den Lärm – Metall auf Metall, das Geschrei einer aufgeregten Menge. Barba runzelte die Stirn und beschleunigte seine Schritte. Er bog um eine Ecke, wo sich ein Kreis von Schaulustigen gebildet hatte. In der Mitte kämpften zwei junge Tuskarr verbissen gegeneinander, wild und unerbittlich.

Er bahnte sich mit Leichtigkeit seinen Weg durch die Menge, die ehrfürchtig zur Seite wich. Als er die Kämpfenden sah, weiteten sich seine Augen.

Der eine war Vargurth, sein eigener Schüler – groß, kräftig, gnadenlos. Ein Kämpfer mit roher Kraft und beachtlichem Talent.

Doch sein Gegner war es, der Barbas Aufmerksamkeit fesselte.

Der andere war kleiner, schwächtiger, mit kurzen Hauern und grauem, geflecktem Fell. Gekleidet wie ein Bauernjunge, nicht wie ein Krieger. Und doch – er wich aus, parierte und konterte. Er bewegte sich flüssig und blitzschnell und nutzte seine geringe Größe zu seinem Vorteil. Er duckte sich unter Schlägen hindurch und setzte gezielte Treffer, die selbst den massigen Vargurth taumeln ließen.

Barba staunte. Die Menge johlte, doch er hörte nur das rhythmische Ringen der Körper und beobachtete den Unbekannten mit dem geschulten Auge eines Veteranen.

Vargurth holte aus, seine Muskeln spannten sich und die Faust zischte durch die Luft. Doch der Kleine duckte sich weg und in einer fließenden Bewegung konterte er und traf Vargurth mitten ins Gesicht.

Der Schüler taumelte, verlor das Gleichgewicht und stürzte zu Boden. Ein Aufprall, eine Staubwolke, dann Stille.

Ein Raunen ging durch die Menge. Barba trat näher.

Vargurth rappelte sich auf und atmete schwer. Seine Augen blitzten vor Wut.

»Nicht schlecht, Kleiner«, knurrte er. »Aber jetzt wird es ernst.«

Mit einem wütenden Schrei stürzte er sich auf seinen Gegner. Der Kleine wich erneut aus, duckte sich, konterte – doch Vargurths rohe Kraft war überwältigend. Ein Treffer an der Schulter, dann ein Hieb in den Magen. Der junge Tuskarr krümmte sich keuchend zusammen, doch er fiel nicht.

Noch nicht.

Er wich dem nächsten Schlag nur knapp aus und setzte einen gezielten Stoß ans Kinn. Vargurths Kopf riss zurück, Blut spritzte aus seiner Schnauze. Die Menge tobte.

Doch Vargurth wich nicht zurück. Er war ein Sturm, ein Gewitter aus Fäusten und Wut. Und der Kleine war ein einzelner Baum, der sich im Wind bog, aber nicht brach.

Noch immer kämpfte er, schlug zurück mit schnellen, präzisen Treffern – doch Vargurths massiger Körper schien sie kaum zu spüren. Mit einem letzten brutalen Schlag traf er den Gegner am Kopf. Der kleinere Tuskarr sackte benommen zu Boden, aber er atmete. Dennoch war er geschlagen.

Vargurth trat vor, das Grinsen eines Siegers auf den Lippen.

»Gut gekämpft, Kleiner. Aber gegen mich hattest du nie eine Chance. Lern das fürs nächste Mal: Leg dich nicht mit einem echten Krieger an.«

Er wandte sich ab, und die Menge jubelte ihm zu, bevor sie sich langsam zerstreute.

Nur Hauptmann Barba blieb zurück. Sein Blick ruhte auf dem

jungen Tuskarr, der keuchend im Staub lag. Langsam trat er näher und streckte ihm die Pranke entgegen.

»Das war beeindruckend«, sagte er mit einem knappen Nicken.  
»Nur wenige halten Vargurth so lange stand. Wie heißt du, junger Krieger?«

Der Tuskarr griff nach Barbas Hand und ließ sich aufrichten. Seine Augen leuchteten mit einer Mischung aus Stolz und Unsicherheit.

»Widlen, Hauptmann. Ich bin Schüler von Hauptmann Torug.«  
Barba hob eine Augenbraue.

»Torug also. Er hat dich gut unterrichtet. Du hast nicht die Kraft der anderen, aber du nutzt, was du hast. Ist das dein Weg? Ein Krieger zu werden?«

Widlen erinnerte sich an den Spott und den Hohn, die ihn sein ganzes Leben lang begleitet hatten.

Wie ein halbwüchsiges Ferkel!

Mal dir Hauer an, vielleicht glaubt man dir dann!

Diese Stimmen hatten sich tiefer in ihn eingebrannt als jede Wunde. Nächte voller Einsamkeit, voller Zweifel. Doch er hatte nie aufgegeben. Hatte gelernt, dort zu schlagen, wo es wehtat. Schnell, präzise, mit dem Kopf – nicht nur mit der Faust.

»Ich werde es ihnen beweisen«, murmelte er, mehr zu sich selbst als zu Barba. »Ich werde zeigen, dass ich ein Krieger bin. Einer der Besten.«

Er hob den Blick, ein scheues Lächeln auf den Lippen.

»Ja, das ist mein Wunsch. Ich will unser Volk schützen. Ich weiß, dass ich nicht stark bin. Aber ich bin schnell. Und ich kann lernen.«

»Davon bin ich überzeugt, Widlen«, grunzte Barba mit einem Lachen.

Der Hauptmann spürte, dass er gefunden hatte, wonach er gesucht hatte. Nicht einen simplen Kämpfer, sondern einen, der mehr war

– einen, dessen bloße Existenz schon provozieren würde.

»Widlen«, sagte er langsam. »Ich suche einen Begleiter für einen Boten. König Blutaage hat es persönlich angeordnet. Traust du dir das zu?«

Widlens Augen weiteten sich.

»Ich? Einen Boten begleiten?«

»Nicht nur begleiten«, sagte Barba. »Du sollst sehen. Hören. Verstehen, was die Hylar planen – und berichten.«

Die Wut in Widlen flackerte auf.

»Ich wollte kämpfen. Nicht zwischen feigen Hylar herumschleichen.«

Barba trat näher, und sein Blick bohrte sich in Widlens Augen.

»Ein Krieger schlägt nicht nur. Er denkt. Kannst du das, Widlen?«

Er wollte widersprechen, wollte sagen, dass er für mehr bestimmt war. Doch der Blick des Hauptmanns ließ keinen Zweifel zu.

Also nickte er.

Barba lächelte.

»Dann komm. König Blutaage und Kânka erwarten uns. Ich werde für dich sprechen – ich glaube, du kannst etwas Besonderes sein.«

Mit diesen Worten führte er ihn zum Thronsaal. Widlen ging mit, nicht als bloße Begleitung, sondern als Krieger auf dem Weg, seinen Platz zu finden.

Der Thronsaal lag im düsteren Schweigen. Nur das leise Flackern der Öllampen war zu hören, deren Licht unruhige Schatten über die steinernen Wände warf.

König Blutaage saß mit verschränkten Armen auf seinem gewaltigen Thron, einem Monument aus Schwarzeisen und poliertem Stein. Sein einziges rotes Auge funkelte unter grimmig gesenkten Brauen. Vor ihm stand Hauptmann Barba. Seine Haltung war straff, seine Stimme fest.

»Ich habe einen Kandidaten für die Begleitung des Boten gefunden«, sagte Barba. »Einen, der nicht nur die Nachricht überbringt, sondern auch mit offenen Augen zurückkehrt. Ich schlage Widlen vor.«

Kánka hob den Kopf.

»Ein Frischling?«

Blutauge zog die Brauen zusammen.

»Warum sollte ich einen halben Jungen schicken?«

Barba trat näher.

»Gerade weil er kein vollwertiger Krieger ist. Die Hylar werden ihn unterschätzen. Er wird sich frei bewegen können. Hören. Beobachten. Und niemand wird etwas ahnen.«

Blutauge lehnte sich zurück und trommelte mit den Fingern auf das dunkle Metall der Armlehne. Sein Blick ruhte auf Barba, prüfend und abwägend.

»Er ist ein halbes Kind. Kann er kämpfen?«

Barba schwieg einen Moment, dann nickte er.

»Er ist ein Kämpfer. Und mehr: Er denkt. Er gleicht aus, was ihm an Stärke fehlt. Wenn wir jemanden brauchen, der mehr kann als nur zuschlagen – dann ist er die richtige Wahl.«

Blutauge ließ die Zähne blitzen, und sein Blick wanderte zu Widlen, der neben Barba stand und versuchte, nicht zu zittern.

»Und du glaubst, du kannst dich beweisen?«

Widlen zögerte. Die Präsenz des Königs drückte auf seine Brust wie ein Felsblock. Die Worte wollten nicht heraus; sein Mund war trocken.

Doch Barba trat dazwischen.

»Er glaubt es nicht nur«, sagte er ruhig. »Er wird es tun. Er will seinen Platz unter den Kriegern. Gebt ihm die Chance, ihn sich zu verdienen.«

Stille füllte den Raum. Dann hob Blutauge die Pranke.

»Gut. Aber hör zu, Frischling: Ich will Ergebnisse. Wenn du

versagst, trägst du die Strafe. Wenn du überlebst und mir bringst, was ich wissen will – dann sehen wir, ob du einen Platz unter meinen Kriegern verdienst.«

Kânka, der bisher geschwiegen hatte, musterte Barba mit schmalen Augen.

»Du riskierst viel für diesen Jungen.«

Barba erwiderte den Blick kühl.

»Ein Krieger wächst nicht im Schutz des Heims – sondern in Gefahr. Ich gebe ihm, was er sucht: die Chance, seinen Wert zu beweisen.«

Blutauge lachte leise, ein kehliges, dunkles Grollen, das durch den Saal hallte.

»Dann soll er sich beweisen. Kânka – schickt Forka als Boten. Meldet Euch bei ihm. Er soll sich sofort vorbereiten.«

Kânka verneigte sich.

»Wie Ihr befiehlt, mein König. Ich werde ihn unterrichten.«

Blutauge wandte sich an Barba.

»Ihr werdet einen weiteren Krieger bestimmen. Einen, der mit der Axt umzugehen weiß. Sie sollen verstehen, dass wir nicht nur Worte senden – wir senden eine Warnung.«

Barba nickte.

»Ich weiß schon, wen ich wähle.«

Mit einer knappen Geste entließ Blutauge sie.

»Geht. Bereitet alles vor. Sie sollen bald aufbrechen.«

Als Kânka, Barba und Widlen den Thronsaal verließen, tippte Blutauge nachdenklich auf die Armlehne seines Throns. Seine Gedanken wanderten zu den Hylar, zu ihrer Anmaßung, zu ihrem Trotz.

Er wollte marschieren. Er wollte ihre Dörfer in Flammen sehen, ihre Krieger vor seinen Klingen fallen hören. Aber noch musste er warten.

Vielleicht würde Widlen Gurg zu einem Fehler verleiten. Vielleicht würde der Junge liefern, was er brauchte – den Grund, den selbst die

Zauderer nicht leugnen konnten.

Und wenn nicht – dann würde Blutauge einen anderen Weg finden.

Mit einem grimmigen Lächeln lehnte er sich zurück und wartete darauf, was die Zukunft bringen würde.